
Willkommene Flüchtlinge, ungeliebte Nachbarn

Frank Eckardt

Im Spätsommer 2015 hat eine Welle von Hilfsbereitschaft in der Bevölkerung ermöglicht, dass eine große Anzahl von Flüchtlingen in Deutschland freundlich aufgenommen wurde. Seitdem haben sich Sorgen unterschiedlicher Art über die Flüchtlingsaufnahme Gehör verschafft, teilweise sind Flüchtlinge aber auch Ziel von Ablehnung und Aggression geworden. In der Öffentlichkeit werden die Befürworter und die Gegner der Flüchtlingsaufnahme oftmals als diametral gegenüberstehend wahrgenommen. In der politischen Diskussion hat sich zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik mit der „Alternative für Deutschland“ eine Partei durch Positionierung gegen Flüchtlinge etablieren können. Auch mit dem Entstehen der sogenannten PEGIDA-Bewegung artikuliert sich eine ausgesprochen asylfeindliche Position, die eine Polarisierung in Fragen der Asylpolitik betreiben will. Von anderen Anhängern des politischen Spektrums werden solche Positionen zuweilen als Rassismus und Rechtsradikalismus verurteilt. Dieses liefert wiederum den sogenannten „Asyl-Kritikern“ den Vorwand, sich als missverstanden und stigmatisiert zu betrachten.

Die polarisierte Diskurslage durchzieht große Teile der aktuellen gesellschaftlichen Reflexionslandschaft und ist eng mit den Vorstellungen über städtisches Zusammenleben und dem Begriff des „Nachbarn“ verbunden. Exemplarisch kann dies beispielsweise in dem Essay „Die Angst vor den anderen“ (2016) des polnischen Soziologen Zygmunt Bauman nachvollzogen werden. Für Bauman entwickeln Städte unausweichlich zwei unterschiedlich Impulse: Mixophilie und Mixophobie. Diese Neologismen sollen verdeutlichen, dass man sich entweder

F. Eckardt (✉)
Bauhaus-Universität Weimar, Weimar, Deutschland
E-Mail: Frank.Eckardt@uni-weimar.de

gegenüber Fremden öffnen will und man durch die Freude am Abenteuer und Entdecken des Unbekannten angetrieben sei, oder dass man das Fremde als beunruhigend empfindet und vor allem die Benachteiligten sich bedroht fühlen durch die „zahllosen Fallen und Hinterhalte“, die „überall in der heterogenen und allzu oft unfreundlichen, misstrauischen und feindseligen urbane Umgebung lauern“ (Bauman 2016, S. 15). Das Vertraute, Beschützende und Bekannte ist in dieser Lesart das Nahe, der Nachbar. Das Fremde ist das Unbekannte, über das man keine Kontrolle habe: „Die Menschen, mit denen wir in unserer Nachbarschaft (...) zusammenzuleben gewohnt sind, teilen wir in Freunde und Feinde ein, wir heißen sie willkommen oder tolerieren sie lediglich“ (Bauman 2016, S. 14). Für Bauman ist das ein universelles und zeitübergreifendes Problem. Obgleich es es in den Kontext der modernen Großstadt stellt, sollen seine zahlreichen Verweise auf griechische Klassiker die quasi-anthropologische Konstanz der fundamentalen Polarität zwischen Fremden und Nachbarn begründen.

Baumans Argumentation akzeptiert auf diese Weise, die sich gegenseitig ausschließende diskursive Konstruktion von „Willkommenskultur“ versus „Asyl-Ablehnung“. Durch das Fehlen einer Kontextualisierung der jeweiligen historischen und gesellschaftlichen Umstände der Integration von Migrant*innen wird eine angemessene Analyse erschwert, in welcher Weise ein Zusammenleben mit Flüchtlingen tatsächlich erfolgen und wie dieses demokratisch gestaltet werden könnte. Ausgangspunkt einer solchen kontextbasierten Analyse, das ist der hier im Folgenden begründete Ausgangspunkt, müsste hingegen eine Rekonstruktion von gesellschaftlich vorhandenen Integrationsmechanismen sein, in denen aus Flüchtlingen Bürgern werden können. Öffentliche und akademische Debatten vollziehen dies zumeist vorrangig jenseits der polarisierten Diskurse, indem über die Integration in den Arbeits- und Wohnungsmarkt, in die Bildungs- und Sozialsysteme oder mit Bezug auf allgemeine Normen oder Werte diskutiert wird. Außer Acht gelassen wird dabei, dass eine fundamentale Dimension all dieser Integrationsprozesse den räumlichen Zusammenhang darstellt. Für die soziale Integration steht dafür seit der Durchsetzung der Urbanisierung in Deutschland im späten 19. Jahrhundert der gesellschaftliche Typus des Nachbarn als normatives Orientierungsbild für die Interaktionen im Nah-Raum zur Verfügung. In welcher Weise aber ist dieser urbane Typus für die heutige Stadtgesellschaft rekonstruierbar?

Es dürfte augenscheinlich sein, dass die Frage, ob aus den Flüchtlingen gute Nachbarn werden, eine Rekapitulation des vorhandenen Bildes des Nachbarn erfordert (vgl. Reutlinger et al. 2015). Dabei führt die historische Kontextualisierung des jeweiligen Nachbarschaftsverständnisses zu der Einsicht, dass weitergehende Annahmen über die Gesellschaft und die Frage der Normenproduktion

und -kontrolle intrinsisch darin angelegt sind. Als normatives Konzept ist der Nachbar aufrecht erhalten geblieben und wird in unterschiedlicher Form in den aktuellen Diskursen von „Willkommenskultur“ und in den Thematisierungen der „besorgten Bürger“ erneut aufgegriffen. Im Folgenden soll deshalb zunächst verdeutlicht werden, in welcher Weise unterschiedliche Nachbarschaftsbegriffe gesellschaftlich konstruiert wurden. Anschließend werden danach die aktuellen Referenzen an den Nachbarschaftsbegriff mit Hinsicht auf ihre Vorstellungen auf das nähräumliche Zusammenleben dekonstruiert. Die Grundannahme für dieses Vorgehen ist die vielfältige Beobachtung, dass die gegenwärtige Stadtentwicklung Ausdruck einer veränderten Gesellschaft ist, in der die Prozesse der Aneignung des städtischen Umfeldes stärker durch eine mobilisierte und virtualisierte Logik von Vergemeinschaftung geprägt werden. Nach Erörterung der Befunde zum Entstehen der „ortlosen Stadt“ (Bourdin et al. 2014) soll abschließend diskutiert werden, wie unter den Bedingungen der verschnellten Zuwanderung der Begriff des Nachbarn noch Potenziale für eine neue urbane Soziabilität entwickeln kann.

1 Der unbekannte Nachbar

Seit den 1990er Jahren erlebt der Begriff der Nachbarschaft eine anhaltende politische Renaissance. Nachzuvollziehen ist die Wiederaufnahme nachbarschaftlicher Politik-Ansätze im Kontext einer veränderten politischen Großwetterlage, in der sich die Perspektive auf den Wohlfahrtsstaat als Übergang von einem sorgenden zu einem ermöglichenden oder aktivierenden Staat verschoben hat (Bandemer 2001). Die sozialwissenschaftliche Forschung hatte schon lange die Persistenz von sozialen Ungleichheiten und räumlicher Segregation nachgewiesen, konnte sie aber mit einer zu kurz greifenden Annahme von direkten Nachbarschaftseffekten nicht erklären. Die Forschungen über den „neighborhood effect“ hatten zum Ziel, durch Identifikation einzelner benachteiligenden Faktoren eine negative „Verstärker“-Rolle von Nachteilen durch das Aufwachsen in sozialen Brennpunkten nachzuweisen (Galster 2008; Tunstall 2014). Ergebnisse einer solchen Forschung würde man nutzen können, um relativ schnell auch daran politisch arbeiten zu können. Das Versagen solcher Schnellschuss-Programme hat aber dazu geführt, dass sozialräumliche Programmatiken politisch diskreditiert wurden. Neuere Forschungen (Sharkey 2013; Sampson 2012) betonen deshalb die übergenerationelle Dimension der Benachteiligung von Menschen in den sogenannten sozialen Brennpunkten und unterstreichen die Notwendigkeit langfristiger sozialer Integrationsbemühungen für diese Nachbarschaften und ihrer Bewohner/innen.

Das Scheitern vieler nachbarschaftlich orientierter Politiken hat vor allem auch mit der Unkenntnis über das Funktionieren von Nachbarschaften zu tun. Vereinfacht gesagt, sind Nachbarschaften das Ergebnis einer diskursiven Ordnung, in der die Aneignungspraxis des Individuums durch Praktiken der Identitätskonstruktion, der Interaktionen und Netzwerke zum Ausdruck kommt und die ihm die Möglichkeit gibt, auf diese Weise mehr oder weniger auch Einfluss auszuüben. Der Akt der mikrogesellschaftlichen Grenzziehung – als Segregation bezeichnet – stellt hierzu die wichtigste Ebene der nachbarschaftlichen Ordnung dar. In diesem Sinne ist das Entstehen von Markierungen, Territorialisierungen und raumsymbolischer Abgrenzung eine intrinsische Folge der Konstruktion der modernen Nachbarschaft.

Robert Park (Park und Burgess 1968) beschrieb dies in den 1920er Jahren als einen konstanten Prozess, bei dem sich voneinander abgegrenzte Lebenswelten entwickeln, deren Nebeneinander aber die Urbanität der modernen Großstadt ausmacht, die die Stadt als Ganze zu innovieren half:

The processes of segregation establish moral distances which make the city a mosaic of little worlds which touch but do not interpenetrate. This makes it possible for individuals to pass quickly and easily from one moral milieu to another, and encourages the fascinating but dangerous experiment of living at the same time in several different contiguous, but otherwise widely separated, world. It tends to complicate social relationships and to produce new and divergent individual types (Park und Burgess 1968, S. 40 f.).

Park geht es hierbei nicht in erster Linie um die sozialen Benachteiligungen, die sich durch die Segregation der Stadt ergeben. Er verweist vielmehr auf die „moral milieu“, in denen unterschiedliche Vorstellungen herrschen, die sich in verschiedenen Auffassungen über das Zusammenleben durch die Entwicklung von Normen und Wertesysteme etablieren, aber auch dem Wandel unterliegen. Dieser geschieht durch das individuelle Erleben anderer Vorstellungswelten über das Leben, die sich bei einem Spaziergang durch die jeweils anderen „moral milieu“, durch Gefühle der Faszination oder auch Bedrohung, die von diesen ausgeht, einstellt. Die Stadt entwickelt sich nur weiter, wenn diese Form der Begegnung mit dem Fremden sich auch individuell bestätigt. Dazu bedarf es des „marginal man“, der mit einem Bein in seinem Herkunftsmilieu steht und mit dem anderen in der sich amalgamierenden Stadtgesellschaft, in der die unterschiedlichen Normen ausgehandelt werden. Dieser Typus des Stadtbewohners ist hochgradig gefährdet durch seine Ambivalenz und der Orientierungslosigkeit, die sich durch sein Zwitterwesen ergibt. Ohne ihn jedoch wird die Segregation zu einer stetigen, eingefrorenen Situation und zu einem Gefängnis, da es keine Weiterentwicklung gibt.

Der Nachbar in der modernen Großstadt ist deshalb auch immer ein „marginal man“, wenn er nicht gezwungen wird segregiert zu leben, und ist darum nur zeitweise an seinem Ankunftsort gebunden und erlebt erhebliche Spannungen und Zumutungen, die sich konflikthaft entladen. Je nach sozialer Lage zieht er weiter und versucht sich immer wieder erneut einzurichten. Die Stabilität der Nachbarschaft wird als bedrohlich erfahren, weil es das gesellschaftliche wie individuelle Weiterkommen infrage stellt. Die Nachbarschaft in ihrer politischen Perzeption hingegen sollte aber seit ihrer lokalpolitischen und stadtplanerischen „Entdeckung“ seit den 1920er Jahren gerade diese Stabilität immer wieder gewährleisten. Nachbarschaften werden seitdem kartografiert und geplant, gebaut und gestaltet. Der Raum der Nachbarschaft soll somit eine gesellschaftliche Plan- und Machbarkeit weitergehender gesellschaftspolitischer Vorstellungen demonstrieren (Reutlinger et al. 2015, S. 93 ff.). In dieser Weise in politischen, pädagogischen, stadtplanerischen und sozialarbeiterischen Diskurse instrumentalisiert, geht die reale Bedeutung des Nachbarn verloren. Die positiven Beschreibungen der Chicagoer Schule über den Nachbarn als potenziellen „marginal man“, wie angeführt, können jedoch nicht in den historischen Krisen der Weimarer Republik und ihren massiven sozialen, segregationsbefördernden Problemen wiedergefunden werden. Idealisiert wird die Nachbarschaft vor allem mit Bezug auf die Arbeitersiedlungen, die als Orte der Solidarität retrograd verklärt werden (vgl. Reuschke 2007/2008). Die interne Struktur dieser Nachbarschaften wird dabei unsichtbar und dies ist insbesondere in Hinsicht auf die gelebte Gender-Ordnung und der Lebensstil-Vielfalt problematisch. Die angenommene Konsistenz der Beziehungen zwischen sozialem Status, Raum, Milieu und politische Repräsentanz war zu diesem Zeitpunkt bereits mehrfach insbesondere aber durch Migration und Mobilität (Weichlein 2005) brüchig geworden. Dennoch ist die Nachbarschaft im Arbeitermilieu mit ihrer hohen emotiven Bindung im Grunde der Kern gesellschaftlicher Nachbarschaftsvorstellungen geblieben. Dies hat sich auch in den Dortmunder Studien (Klages 1968; Ipsen 1959) aus den 1960er Jahren bestätigt, die keineswegs die Mobilität des Einzelnen aus den Augen verloren hatten. Dennoch ist es jenen Nachbarschaftsstudien nicht gelungen, diese durch Interaktion sozial-räumlich konstituierte Nachbarschaft in dem Sinne zu erklären, dass die Arbeitersiedlungen in ihrer besonderen sozialen Position – etwa im Vergleich zu bürgerlichen oder suburbanen Wohngebieten – abzugrenzen wären. Zudem ist die Nachbarschaft hierbei nur im Wechselspiel mit den Benachteiligungen und der schweren Lebensumstände als ein Ort solidarischer Hilfe zu verstehen. Die Nachbarschaft als Arbeitersiedlung wird seitdem als ein Idealtypus für alle Formen nachbarschaftlichen Zusammen- oder Nebeneinanderlebens verallgemeinert, die in ihrer Vergemeinschaftungsleistung zunächst nicht anerkannt wird, wovon

der weitreichende Abriss vieler Arbeitersiedlungen in den 1970iger Jahren und danach zeugt, um schließlich durch bürgerliche Intervention – etwa die Siedlung Eisenheim in Oberhausen (Günter 2013) – gerettet und revitalisiert zu werden. Der Nachbarschaft wurde eine gesellschaftliche Integrationsleistung zugeschrieben, in der eine andere soziale Rationalität herrsche, die sich von der ökonomistischen Produktionslogik abgrenze und vor dieser geschützt werden soll. Wenn Jürgen Habermas vor der „Kolonialisierung der Lebenswelt“ spricht (vgl. Dietz 1993, S. 147 ff.), dann wird dieses duale Gesellschaftsbild – auf der einen Seite die lebensfeindlichen Produktionsprozesse des fortgeschrittenen Kapitalismus und auf der anderen Seite die schützenden Nahbeziehungen – für das Nachbarschaftsverständnis anschlussfähig. Die Nachbarschaft wird dadurch zu einem Ort der „freundlichen Kolonialisierung“ (Bossong 1987) durch die besorgte Fürsorge des staatlichen Systems und der Sozialarbeit. Festzuhalten ist, dass es in der gesellschaftlichen Entwicklung bis zur heutigen Urbanität keine historische Referenz gibt, die die unterschiedlichen Formen des Zusammenlebens im Nah-Raum in den deutschen Städten zusammenfassen oder stereotypisieren könnte. Von der „deutschen“ Nachbarschaft kann in keinem Fall die Rede sein, ebenso wenig von einer Zeit, in der es „mehr“ Nachbarschaft im Sinne einer großen freiwilligen Unterstützung derjenigen gab, mit denen man sich zumeist zufällig einen engen Raum teilen musste. Solidarisches und altruistisches Verhalten stehen oftmals den Bedingungen von Knappheit an Wohnraum und anderen Gütern wie in den westdeutschen Arbeitersiedlungen und den ostdeutschen Großraumsiedlungen entgegen. Die soziale Figur des „Nachbars“ fordert ein solches Verhalten moralisch und normativ ein und ist damit nicht losgelöst von gesellschaftspolitischen Diskursen zu verstehen.

2 Der willkommene Flüchtling

Im Zuge der Aufnahme von Flüchtlingen hat eine solche diskursive Reaktivierung des Nachbarschaftsverständnisses ohne Zweifel stattgefunden und erhebliches altruistisches Verhalten begründet und ermöglicht. Wie die 2. EFA-Studie des Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung (Karakayali und Kleist 2016) zeigt, hat sich die Flüchtlingshilfe von der ersten Integrationshilfe zu einer niedrigschwelligen Orientierungs- und Ankunftshilfe im Laufe des Jahres 2016 weiterentwickelt. Hierbei spielen neben dem Deutschunterricht vor allem auch Aktivitäten in der Nähe der Helfenden eine Rolle, die sich vorzugsweise als Projekte organisieren. Solche Projekte nutzen teilweise sehr bewusst die Semantik der Nachbarschaft, um etwa gemeinschaftliche Hilfsnetze

aufzubauen, die bei der Eröffnung von Flüchtlingsheimen in der Wohnumgebung initiiert werden. Die gegenseitige Unterstützung der Helfenden untereinander ist dabei ein wichtiges Motiv, sowie die Vorstellung ein Stück weit „im Kleinen“ die Gesellschaft mitformen zu können.

Für solche Ansätze der Flüchtlingshilfe könnten viele lokale Projekte aufgeführt werden, beispielsweise das auch als Buch dokumentierte Projekt der Künstlerin Marina Naprushkina (2015), die auf ihrer Homepage <http://neuenachbarschaft.de> die unterschiedlichen Aktivitäten präsentiert, die sie mit der Intention verbindet, eine „bessere Nachbarschaft“ herzustellen. Es fällt hierbei auf, dass es sich um eine Mischung von karitativen und kreativen Projekten handelt, die sich zwar auf den Raum Berlin-Moabit beziehen, in ihrer Ausrichtung und Internet-Kommunikation aber einen allgemeinen Zugang für alle Interessierten ermöglichen. Das Studio, das die „Neue Nachbarschaft“ herbergt, versteht sich als „eine freie Schule für Kunst und Medien für Menschen mit und ohne Fluchthintergrund“ und eine „Bildungsplattform“ und als Nachbarschaftsmarkt. Vorerorts sind solche Aktivitäten nicht in dieser Form gebündelt, sondern eher lose durch soziale Netzwerke oder persönliche Bekanntschaften gekoppelt. Auffallend ist dabei aber, dass hier eine soziale Verdichtung von Netzwerken stattfindet, die auf die eine oder andere Weise in überschaubaren räumlichen Kontexten eingebettet sind. Der Nähe-Bezug zeichnet sich durch Erreichbarkeit und verhältnismäßig geringe Distanzen aus. Auf diese Art rekonstruiert sich eine Form von vergemeinschafteter Nachbarschaft über die Flüchtlingshilfe.

In der Literatur, die die Ankunft der Flüchtlinge in vieler Hinsicht positiv beurteilen und die sich als Teil des Diskurses der „Willkommenskultur“ verstehen lässt, ist die nachbarschaftliche Beziehung und die Nachbarschaft als sozialräumlicher Ort ein zentraler Ansatz für die gesellschaftliche Integrationsperspektive. In akzentuierter Weise wird dies in dem Buch des Architekten Daniel Fuhrhop hervorgehoben. In „Willkommensstadt: wo Flüchtlinge wohnen und Städte lebendig werden“ (2016) schließt er sich grosso modo der journalistischen Arbeit „Arrival City“ von Doug Sanders (2013) an, in dem Zuwanderung als Teil eines quasi natürlichen Prozess gesehen wird, der bestimmte „Schwarmstädte“ besonders präge. Obwohl Fuhrhop die entstehende soziale Mischung – auch mit Referenz auf die Europäische Stadt – für belebend hält, will der Autor „Flüchtlinge anders verteilen“ (Fuhrhop 2016, S. 157 ff.). Fuhrhop argumentiert mit historischer Parallelität, indem er auf die Einwanderungserfahrung der Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg und späterer Gruppen verweist. Ansatzweise wird anerkannt, dass „Mischung“ für die betroffenen Flüchtlinge nicht per se positiv ist. Auf diese Weise bleiben aber in der Argumentation doch widersprüchliche Bilder von ‚dem‘ Flüchtling nebeneinander stehen. Einmal sind es diejenigen, die

die „Stadt lebendig werden lassen“. Dann wiederum sind es für ihn Menschen, die „verteilt“ werden müssen und schließlich Menschen, mit denen im Sinne des von ihm konsultierten Heinz Buschkowsky ganz grundsätzliche Konflikte ausgehandelt werden müssen.

Die gemischte und widersprüchliche Bildhaftigkeit des Zusammenlebens spitzt sich bei Fuhrhop in seinem dritten Kapitel („Wie wir zusammen leben“) zu. Für ihn gibt es idealisierte Nachbarschaften, die sozial integrative Wohnprojekte realisieren. Genannt werden das „Bellevue di Monaco“ in München und das Augsburger Grandhotel Cosmopolis. Die Politik vernachlässige diese kleinen Projekte. Für den Autor gibt es hingegen „viele originelle Nachbarschaften in unseren Städten, doch sie müssen sich ihren Platz erst erkämpfen: durch ehrenamtliches Engagement, durch den Protest gegen Abriss, als neue Grasswurzelbewegung“ (Fuhrhop 2016, S. 83). Das geschehe ihm zufolge vor allem durch „neue Gemeinschaften“, in denen Kunst, Kreativität und Gewerbe miteinander in einer neuen Wohn- und Lebensformen entstehen sollen. Diesen wird eine positive Ausstrahlungskraft zugesprochen: „Solche Orte strahlen auf ihre Umgebung aus, beleben ganze Stadtviertel“ (Fuhrhop 2016, S. 83). Dies sei nicht nur in Stadtteilen wie dem Hamburger Gängeviertel zu beobachten, sondern auch in ehemaligen Plattenbaugebieten wie dem dem WiLma in Berlin, wo „sich etwa sechzig Personen zusammen schlossen, von Sozialarbeiter/in, Rechtsanwältin bis freie Medienschaffende, mit Studierenden und Auszubildenden. Sie kauften das leer stehende Haus und wohnen nun dort. Aber gemeinsam wollen sie nicht nur nebeneinander wohnen, sondern miteinander“ (Fuhrhop 2016, S. 84). Der positive Effekt für die Nachbarschaft ergebe sich durch offene Erdgeschosse mit Cafés und Werkstätten. Dies sei schon heute in den Altstädten und Gründerzeitvierteln oder im Französischen Viertel in Tübingen zu beobachten.

Auffallend an dieser Beschreibung „origineller Nachbarschaften“ ist die Konstruktion einer neuen sozialen Grenze. Dem Autor dürfte nicht unbekannt sein, dass gerade Altstadtviertel wie das genannte Gängeviertel Prozessen der Gentrifizierung und Verdrängung armer Mieter unterliegen. Eigentum scheint als eine unthematisierte Voraussetzung von gemeinschaftlichen Wohnprojekten selbstverständlich zu sein. Wie sehr dies die angebliche soziale Mischung verhindert, hat Katharina Manderscheid (2004) in ihrer Studie an dem, vom Autor pauschal gelobten Tübinger Beispiel aufgezeigt. Demzufolge sind diese neuen gemeinschaftlichen Wohnformen als Projekt eines bestimmten Milieus zu identifizieren, dass von der sozio-ökonomischen Komposition typischerweise mit der vom Autor gemachten Beschreibung des WiLma-Projekts übereinstimmt. Damit sind dem paradigmatischen Anspruch dieser neuen Nachbarschaften enge Grenzen gesetzt.

Die Quintessenz von Michael Richters Erzählung von der „Zuwanderung als Erfolgsgeschichte“ zielt hingegen auf eine Wiederaufnahme des sozialen Wohnungsbaus und somit auf den Neubau von Großsiedlungen (2016, S. 55 ff.). In seinem Buch über die „Neue Heimat Deutschland“ geht es nicht um anspruchsvolle Wohnprojekte, sondern zeigt er das Dilemma auf, um in Stadtteilen wie Hamburg-Billstedt Flüchtlinge aufzunehmen, wo bereits viele Menschen mit sozialen Problemen leben. Die Dringlichkeit der Aufnahme und der begrenzte Wohnraum drängen die Verantwortlichen zu Lösungen, die bei mehr Vorbereitungszeit anders ausfallen könnten. Richter schildert dabei vor allem die Bedürfnisse der Flüchtlinge, die er prägnant zusammenfasst: „Wichtig ist neben Wohnung, Deutschkurs und Aufenthaltsstatus vor allem Ruhe“ (Richter 2016, S. 110). Flüchtlinge suchen nach seiner Einschätzung vor allem die Großwohnsiedlungen auf, weil sie niedrige Mieten und kulturelle Vielfalt bieten. Dargestellt am Beispiel von Kirchdorf-Süd schildert er die Erfahrungen in dieser Hamburger Hochhaus-Siedlung, in der erfahrene soziale Institutionen und die vorhandenen Integrationsleistungen der Bewohner/innen es ermöglichen, dass die Menschen in ihren unterschiedlichen Lebenssituationen angesprochen werden können. Dieser Prozess der Ent-Anonymisierung ist kein Projekt eines Milieus, sondern das Ergebnis einer harten gesellschaftlichen Arbeit: „Zwischen den Hochhäusern hat sich ein Leben entwickelt, so bunt wie die Bewohner des Stadtteils. Das dauert und braucht viel Engagement, aber es lohnt sich“ (Richter 2016, S. 191). Während in Fuhrhops Ansatz der Staat die Rolle einer vermittelnden Instanz einnimmt, die den Bürgern und Flüchtlingen das gemeinsame Wohnen ermöglichen soll, wird in der Darstellung von Richter auf die Schwierigkeiten verwiesen, die sich schon beim Teilen eines Stadtteils mit ‚bloßen‘ Nebeneinanderwohnen ergeben. Der Staat ist hierbei aktiv handelnd und positioniert sich durch Konfliktgestaltung. Er sorgt nicht nur für das „Drumherum“ (Fuhrhop 2016, S. 183) und es wird eben nicht nur auf die positive Wirkung von direkten Kontakten und dem „Gespräch von Nachbar zu Nachbar“ (Fuhrhop 2016, S. 182) vertraut. Die Herstellung eines Zusammenlebens, in dem die Toleranz für alle Lebensstile angestrebt wird, so Richters Positionierung, erfordert mehr und darf Konflikten nicht aus dem Weg gehen.

3 Die besorgten Bürger

Richter schildert eine öffentliche Debatte in Hamburg zur Unterbringung von Flüchtlingen in Billstedt, bei der sich offene Ablehnung gegen diese als neue Nachbarn deutlich artikuliert. Richters Beispiel steht für viele ähnliche Erfahrungen, die medial dokumentiert wurden oder auch in unserem Projekt „Willkommensstädte“

in Thüringen beobachtet wurden (Eckardt et al. 2015). Die Ablehnung der Flüchtlinge als neue Nachbarn lässt unterschiedliche Motive vermuten. Die unterschiedlichen Artikulationsformen lassen sich allerdings nicht auf die rechtsextremen Versuche einer Rekonstruktion fundamental anderer Diskurse über die Gesellschaft, die die Pluralität der Gesellschaft und die Diversität kultureller Lebensgestaltung durch Homogenisierungsimperative ersetzen, reduzieren. Vielmehr ist es zutreffender, sie in ihrer Fragmentierung und in ihrem Changieren zwischen bürgerlicher Begründungsnot und emotionaler, unartikulierter Ablehnung zu charakterisieren. Während die Erzählung der Willkommenskultur auf die Rekonstruktion einer überschaubaren Ordnung durch emphatische nachbarschaftliche Beziehung zielt, haben die fragmentierten und eher lose gekoppelten Aussagen und Aussprüche der Asyl-Gegner die Funktion, eine solche Rekonstruktionsarbeit entweder zu delegieren (an die Stadt, die Kommune, die USA, die „Gutmenschen“ etc.) oder aber die Differenzen zwischen unterschiedlichen Lebensstilen einseitig aufheben zu wollen und nachbarschaftlichen Konflikten aus dem Weg zu gehen.

Die Ablehnung von Flüchtlingen als Nachbarn wird durch die Erwartungshaltung begründet, die mehr oder weniger direkte Folgen für das eigene Leben oder das des Stadtteils oder der Nation usw. befürchtet. Eine solche assoziative Verknüpfung von Erwartung, Antizipation von Veränderungen und deren Beurteilung verweist auf eine klassische Vorher-Nachher-Erzählung, die sich situativ und persönlich ergeben kann. Mit anderen Worten, sie kann durchaus aus einem realen Kontext entspringen, auch wenn Erwartungen immer nur imaginiert in das Handeln einfließen. Gegen das Narrativ vom Nachbarn, das mit Elementen der direkten und authentischen Erfahrung eine starke empathische Beziehung ermöglicht, lassen sich Einwände und Unbehagen schwer durch ein unverfängliches Gegen-Narrativ artikulieren. Während der Nachbarschaftstypus „greifbar“ und nicht aus dem Weg zu räumen ist – es sei dann eben durch Gewalt –, sind Anti-Asyl-Proteste nicht mit alternativen raumgesellschaftlichen Vorstellungen assoziierbar. Aus diesem Grunde werden raumfreie Imaginationen wie „der Bürger“ oder sehr abstrakte Räume wie das Abendland bemüht. Die wenig artikulierten und begründete Ablehnung von Flüchtlingen macht sowohl bei den Protagonisten der Asyl-Proteste wie bei den Versuchen der diskursiven Integration große Schwierigkeiten. Der Abwehr-Reflex bedient sich unterschiedlicher Versatzstücke, die teilweise als Ideologeme erkennbar sind, die aus dem „Jargon der Eigentlichkeit“, wie es Adorno (1964) bereits nannte, stammen und in dem Signalworte wie ‚eigentlich‘ eine affirmative Nähe zu tabuisierten Diskursen hervorrufen sollen. In Adornos polemischer Ideologiekritik assoziiert sich dies mit dem „fortschwellenden Unheil“ des Nationalsozialismus in der Nachkriegsgesellschaft. Ausgangspunkt einer solchen Kritik ist die Annahme eines vorhandenen ideologischen

Gesamt-Narrativs, das sich über die Entschlüsselung und Identifizierung dieser Signalworte entlarven lasse. In der öffentlichen Debatte werden solche Anstrengungen immer wieder unternommen, die das Gefühl des Nicht-Verstandenwerden bei den Anti-Asyl-Akteuren verstärken und sie zugleich aber auch darin bestärken, ‚eigentlich‘ die schweigende Mehrheit oder das Volk zu vertreten. Der Nachweis verfestigter rassistischer, xenophober und rechtsextremer Strukturen verliert bei einer solchen Polemik an kritischem Potenzial, weil der situative, personelle und räumliche Kontext der Asyl-Proteste nicht gegeneinander abgewogen wird. Einzelne Ideologeme, die sich etwa gegen die Religionsfreiheit von Muslimen richten, verbinden sich nicht zwangsläufig zu anderen problematischen Auffassungen, die eine neue Narration oder ältere „Blut-und-Boden“-Semantiken hervorrufen. Adornos’ Ansatz impliziert eine Kontinuität einer ideologischen Semantik, die sich aber in der sich „stets überholenden Moderne“ diskursiv aktualisiert – etwa durch Aufnahme von Islamophobie – und in die gesellschaftliche Mitte diffundiert (Decker et al. 2016).

Die Ablehnung von Flüchtlingen kreuzt sich oftmals mit anderen, abstrakteren Erzählungen, die insbesondere mit tradierten Vorstellungen über den Fremden zusammenhängen, die in keiner persönlichen Bearbeitung vollzogen worden sind oder die sich aus ideologischen Quellen speisen. Die Ablehnung neuer Nachbarn kann durch die Verschränkung mit nicht durch persönliche Erfahrung revidierbaren und zu differenzierenden Einschätzungen einhergehen, in dem der Prozess der Akkulturation der Fremden durch Referenzen an xenophobe oder rassistische Vorstellungen oder durch rechtsextreme Ideologisierung blockiert wird. Rechtsextremismus basiert auf einer genuin exkludierenden Haltung gegenüber Fremden, die sich durch kollektivistische Vorstellungen von ethnischer Homogenität auszeichnet, die ein Zusammenleben von Menschen nach universalistischen Gleichheitsannahmen ablehnt (Grumke 2014, S. 28 ff.). Rassismus und Fremdenfeindlichkeit als Begründung für Anti-Asyl-Proteste können aber auch ohne eine weitere rechtsextreme Einbindung auftreten oder eventuell als Syndrom von Menschenfeindlichkeit die Ablehnung anderer sozialer Gruppen miteinschließen (Küpper und Möller 2014).

Wenn Versuche ohne explizit rassistische Begründung unternommen werden, die eigene Anti-Asyl-Haltung zu erklären, dann werden diese zumeist als Besorgtheit um die eigenen Kinder, die eigene Nachbarschaft oder die Stadt formuliert. Dies wird in Initiativen oder Facebook-Seiten deutlich, die sich „Wir lieben Gera“ oder „Besorgte Eltern“ nennen. Die als „Sorge“ deklarierte Ablehnung von Flüchtlingen ist in diesem Sinne nicht mit einem Rassismus und Rechtsextremismus zu verwechseln, der nur als Camouflage zu entlarven wäre, sondern ist in einer umfassenderen Transformation von Fremdenfeindlichkeit zu verstehen.

Der Trend zu einer radikalisierten und gewalttätigeren und zugleich bürgerlich-populistischen Fremdenfeindlichkeit hat mit dem veränderten Rechtsradikalismus zu tun, dessen Kern zwar nach wie vor eine demokratiefeindliche Ungleichheitsideologie darstellt, die sich aber heute in der „Erlebnisgesellschaft“ auch als eine eigene „Erlebniswelt“ (Glaser und Pfeiffer 2014) neuer imaginierter und territorialisierter Gemeinschaften aufbaut. Ziel dieser xenophoben Erlebniswelten sind Identitätsangebote, Gemeinschaftsaufbau und eine emotionale Sicherheit, die auf einer dualen Logik von ‚innen‘ und ‚außen‘, ‚wir‘ und ‚die‘ beruht. Diese emotionale Rekonstruktion von Gemeinschaft verläuft im hohen Maße virtuell über die neuen sozialen Medien ab. Die virtuelle Gemeinschaft benötigt aber zugleich auch eine Art Landnahme, die sich in der Schaffung eines selbstbestimmten und dominierten Raums umsetzen muss (vgl. Grau und Heitmeyer 2013). Die virtuelle Vergemeinschaftung dient zur Sozialisierung von Normen und Codes, die einen Wiedererkennungswert für das „reale Leben“ haben, die Räume nach eigenen, völkischen Regeln einrichten wollen. Hierbei geht es im Idealfall um „National Befreite Zonen“ oder „Völkische Siedlungen“, in der Regel aber eher um das Beherrschen der Straße und der öffentlichen Räume. Die Beherrschung dieser Räume wird durch symbolische Kontrolle oder mit angedrohter und auch demonstrativ ausgeführter Gewalt umgesetzt.

4 Die ortlose Stadt

Das Erscheinen der Willkommenskultur und der Asyl-Proteste deuten auf die Rolle von medialer und virtueller Kommunikation und Vorstellungswelten hin. Sie zeigen auch an, dass es keine konsensfähigen Erfahrungen aus dem Nahraum gibt, die eine Definition des „guten“ Nachbarn erzwingen. Befunde der heutigen Stadtforschung verweisen auf einen Wechsel in der raumgesellschaftlichen Ordnung, der dies erklären mag. Im Allgemeinen wird dies als Übergang von der segregierten zur fragmentierten Stadt beschrieben. Hierbei wird angenommen, dass die Grenze als Ort und der Raum der Grenze in der heutigen Gesellschaft zunehmend voneinander getrennt sind. Das bedeutet, dass Grenzziehungen nicht mehr im nachbarschaftlichen Raum eines Stadtteils klar erkennbar sind, sondern in den Innenraum der individuell-subjektiven Wahrnehmung und Imagination verlegt werden. In der modernen Stadt wurde das Individuum räumlich so sozialisiert, dass es die Grenzen seiner Nachbarschaft und seines Handlungsraums an einzelnen Orten ablesen konnte. Es fand eine Art von sozialem Lernen der „Mental Maps“ statt, die sich auch kartografisch, städtebaulich und architektonisch als miteinander verschränkte Zeichenwelten entziffern ließen.

Eine solche Sozialisation findet in der aktuellen Kindheit nicht mehr statt. Das Insel-Hüpfen zwischen den getrennten Lebenswelten von Schule, Zuhause, Freizeit- und Arbeitsräumen schafft eine automobilen und virtuelle Örtlichkeit, die von früh an die Frage nach den Grenzen dieser Bubble-Geographie zu einer permanenten Verunsicherung werden lässt. Gelernt werden muss heutzutage, was in den Innenraum gehört und was nicht. Eine ganze Fantasie-Industrie liefert hierzu Vorlagen, in denen die Normativität des Innenraums vorherrschend wird, da es hierzu keine Alternative mehr gibt. Normal ist, was innen ist. Wenn es eine individuelle Inkorporation von neuen Orten in die eigene Innenwelt geben soll, dann nur wenn dort die gleichen Normen und Werte herrschen, wie in den schon bekannten Innenräumen von Kita, Grundschule, Sporthalle, Einkaufszentrum, Autositz und Ferienparadies. Risiko und Vertrauen werden auf diese Weise von den bisherigen kollektiven Formen, die dem Individuum physische und psychologische Sicherheit verliehen, neu verteilt und müssen durch individuelle Adaptionsstrategien verarbeitet werden.

The most intimate connections between gender, sexuality and self-identity, are publicly placed in question as people disengage from traditional relations (Giddens 1994, S. 16).

Als vielleicht bedeutendste Ursache dieser Neuverortung und den damit entstehenden neuen Interaktionsformen ist die weltweite Migration und Mobilität anzuführen. Diese lassen diskursiv hybride Identitäten und Gemeinschaften entstehen.

Globalization can lead to a strengthening of local identities, or to the production of new identities (Giddens 1994, S. 38).

Community – mehr als „Gemeinschaft“ – wird dabei zum imaginierten Ort dieses Integrationsprozesses. Dieser allerdings breitet sich auf die ganze Welt aus.

Community is in the process of being disembedded, therefore, to the extent that we identify its reconstitution on a non-local, non-spatially bounded basis (Albrow et al. 1996, S. 25).

Die Identitätsbildung erreicht in diesen Gemeinschaften aber nicht das Niveau, dass diese ein Gefühl vermitteln könnten, sich in dieser Welt zu Hause fühlen zu können. Hierfür ist eine Form von Nachbarschaft notwendig, die einerseits lokale Mobilität ermöglicht, aber andererseits die „weite Welt“ handhaben und Bekannte und Fremde in der unmittelbaren Nähe bestimmen kann.

Die neue Geografie der fortgeschrittenen Moderne radikalisiert die inhärente Logik der permanenten Konstruktion und Rekonstruktion von Nachbarschaften in einer Weise, in der Prozesse der Identitätsbildung zunehmend externalisiert werden. Die (Re-)Konstruktion des Lokalen wird von dem Individuum abgekoppelt und auf diese Weise von der Aneignung des Lokalen entlastet, die noch vom „marginal man“ in der modernen Großstadt mühsam und konflikthaft erarbeitet werden musste. Das Ausmaß der rekonstruierten Nachbarschaften hat inzwischen derart zugenommen, das nur durch eine weitverbreitete mentale Verankerung dieser entkoppelten Gemeinschaften in der fortgeschrittenen Moderne zu erklären ist, die auf dieser Weise „Ortlosigkeit“ produziert. Es sind aber weniger die Autobahnen, Flughäfen, Hotels, Shopping Center oder andere räumliche Ikonografien, die eine solche Ent-Ortung ausmachen. Vielmehr sind es die zu Kulissen von Nachbarschaften mutierten Nah-Räume, in denen die Ortsschemata bedeutsam werden, die sich durch den globalen Raum-Code an konkrete Lokalitäten anschließen lassen. Die gebaute Umwelt wird als eine Form der Örtlichkeit konstruiert, die sich durch die globale Medialisierung von der bis dato lokalen Ortskonstruktion erheblich unterscheidet. Diese Form der Nachbarschaften, die keine gemeinschaftliche sein will und sich semiotisch als eine globale und ortslose – zugleich auf bestimmte Baustile und räumliche Arrangements beschränkt – darstellt, kennzeichnet sich durch eine Raumproduktion aus, die im erheblichen Maße anonymisiert und die konflikthafte Kommunikation im Nah-Raum, die für eine Integration notwendig ist, erheblich erschwert.

5 Schlussfolgerungen

Aus Flüchtlingen Nachbarn – zumal auch noch „gute“ – zu machen, sollte nicht als die Ultima Ratio für den Diskurs über „Integration“ gelten. Die Integration über den Arbeitsmarkt und Bildungssektor dürften nach wie vor die wichtigsten Garanten einer möglichst konfliktarmen Flüchtlingsaufnahme darstellen. Zugleich sind dies allerdings auch die Systeme, die eine hohe Mobilität und Flexibilität des Individuums erfordern und zu einer erhöhten gesellschaftlichen Fragmentierung und Individualisierung führen. Der Nexus zwischen nahräumlicher Nachbarschaft und kommunikativer Soziabilität wird dadurch erheblich belastet und infrage gestellt. Ihn aufrecht zu erhalten ist als eine Notwendigkeit für den Umgang mit der neuen Ortlosigkeit anzuerkennen. Hierbei gibt es expandierende und defensiv-normative Vorstellungen für die Rekonstruktion von Nachbarschaften. Diese sind aber trotz großer medialer Aufmerksamkeit nicht paradigmatisch für die Weiterentwicklung der urbanen Gesellschaften. Das Entstehen von No-go-Areas, Gated communities

und gentrifizierten oder auch gemischten Stadtteilen setzt sich nicht als alles vereinigendes Narrativ städtischer Gesellschaften durch. Konsequenz der verschnellten und intensivierten Ortlosigkeit ist auch die parallele und widersprüchliche Wiedereaneignung von Räumen. Das Bedürfnis dafür ist virtuell omnipräsent und muss nicht erst politisch geweckt werden. Stadtpolitik sollte von daher nicht auf die hoffnungslose Rekonstruktion einer gemeinschaftsorientierten Nachbarschaft ausgerichtet sein. Insofern Menschen in der Lage sind, ihr Lebenskonzept aktiv umsetzen, werden sie auch befähigt sein, sich eine solche Nachbarschaft – am bisherigen Wohnort oder sonst wo – zu suchen. Soziale Benachteiligungen in den unterschiedlichsten Formen kann es vielen Menschen und insbesondere den Flüchtlingen unmöglich machen, eine solche Suche anzutreten und die Dynamik von Ortswechsel und Ortsaneignung für sich zu gestalten.

Aus Flüchtlingen Nachbarn im vergemeinschafteten Sinne machen zu wollen, ist ein ambivalentes Unterfangen. Der soziale Typus des Nachbarn kann unter den Bedingungen der permanenten De- und Re-Territorialisierungen des Einzelnen nicht die damit einhergehenden sozialen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Fragmentierungen aufheben. Er ist hierfür kein Remedium. Die neue Nachbarschaft bewegt sich von daher auf dünnem Eis. Sie ist kurzfristiger, spontaner und oberflächlicher und zugleich paradoxerweise kontrollierter, voraussetzungsvoller und mit Erwartungen überfrachtet. Kontrolle wird durch die Herstellung von Ähnlichkeit im Lebensstil, der sozio-ökonomischen Position oder anderer Codes erzielt.

Die Rekonstruktion solcher Nachbarschaften steht in Konkurrenz zu anderen Vorstellungen für das Herstellen von Gemeinschaften und für das Angehen von bedeutungsvollen Sozialbeziehungen. Dazu gehören demokratiefeindliche Angebote, denen sich nur durch die Verhandelbarkeit von Normen im Sinne von Lebensstil-Diversität entgegenwirken lässt. Hierfür ist ein konfliktorientiertes, institutionalisiertes und nachhaltiges Handeln notwendig. Aus Flüchtlingen werden Nachbarn, die sich zumindest in ihren essenziellen Belangen akzeptieren, indem grundlegende Bedürfnisse des Anderen etwa nach Respekt in den Alltagsbegegnungen oder Hilfe im Notfall als verlässlich erfahren wird, wenn dafür eine Perspektive auf Zeit, eine programmatische – nicht-projekthafte – Sozialpolitik und eine emanzipatorische Orientierung realisiert werden kann.

Literatur

Adorno, Theodor W. 1964. *Jargon der Eigentlichkeit: Zur deutschen Ideologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Albrow, Martin, et al. 1996. The impact of globalization on sociological concepts. Community, culture and milieu. In *Living the global city*, Hrsg. John Eade, 20–38. London: Routledge.
- Bandemer, Stephan von. 2001. Baustelle Sozialstaat – Umbauten und veränderte Grundrisse – Aktivierender Staat, New Governance und Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik. *Zeitschrift für Sozialreform* 47 (6): 605–618.
- Bauman, Zygmunt. 2016. *Die Angst vor den anderen. Ein Essay über Migration und Panikmache*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bossong, Horst. 1987. *Die freundliche Kolonialisierung: Sozialarbeit zwischen System und Lebenswelt*. Bielefeld: Kleine.
- Bourdin, Alain, Frank Eckardt, und Andrew Wood. 2014. *Die ortlose Stadt: Über die Virtualisierung des Urbanen*. Bielefeld: transcript.
- Decker, Oliver, Johannes Kiess, und Elmar Brähler. 2016. *Die enthemmte Mitte: Autoritäre und rechtsextreme Einstellung in Deutschland: Die Leipziger "Mitte"-Studie 2016*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Dietz, Simone. 1993. *Lebenswelt und System: Widerstreitende Ansätze in der Gesellschaftstheorie von Jürgen Habermas*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Eckardt, Frank, Anna Steigemann, und Franziska Werner. 2015. Willkommensstädte. Studienprojekt der Werkstatt Sozialraumanalyse. Abschlussbericht für den Thüringer Minister für Migration, Justiz und Verbraucherschutz. http://www.uni-weimar.de/fileadmin/user/fak/architektur/professuren_institute/Stadtforschung/Dokumente/Projekt_Willkommenssta__dte_Abschlussbericht_27_7_2015.pdf. Zugegriffen: 22. Juli 2016.
- Fuhrhop, Daniel. 2016. *Willkommensstadt: Wo Flüchtlinge wohnen und Städte lebendig werden*. München: Gesellschaft für Ökologische Kommunikation.
- Galster, George C. 2008. Quantifying the effect of neighbourhood on individuals: Challenges, alternative approaches, and promising directions. *Schmollers Jahrbuch* 128 (1): 7–48.
- Giddens, Anthony. 1994. Living in a post-traditional society. In *Reflexive modernization: Politics, tradition, and aesthetics in the modern social order*, Hrsg. Anthony Giddens, et al., 17–54. Cambridge: Polity Press.
- Glaser, Stefan, und Thomas Pfeiffer, Hrsg. 2014. *Erlebnisswelt Rechtsextremismus*. Schwalbach: Wochenschau.
- Grau, Andreas, und Wilhelm Heitmeyer, Hrsg. 2013. *Menschenfeindlichkeit in Städten und Gemeinden*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Grumke, Thomas. 2014. Rechtsextremismus in Deutschland. In *Erlebnisswelt Rechtsextremismus*, Hrsg. Stefan Glaser und Thomas Pfeiffer, 23–43. Schwalbach: Wochenschau.
- Günter, Roland. 2013. *Die Arbeitersiedlung Eisenheim in Oberhausen: Die älteste Arbeitersiedlung im Ruhrgebiet*. Köln: Rheinischer Verein für Denkmalpflege & Landschaftsschutz.
- Ipsen, Gunther. 1959. *Industrielle Grosstadt: Studien zur Soziologie und Ökologie industrieller Lebensformen*. Tübingen: Mohr.
- Karakayalı, Serhat, und J. Olaf Kleist. 2016. *EFA-Studie 2: Strukturen und Motive der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit in Deutschland*. Berlin: Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM).
- Klages, Helmut. 1968. *Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt*. Stuttgart: Kohlhammer.

- Küpper, Beate, und Kurt Möller. 2014. Rechtsextremismus und “Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit”. In *Verantwortlich Handeln: Praxis der sozialen Arbeit mit rechts-extrem orientierten und gefährdeten Jugendlichen*, Hrsg. Silke Baer, Kurt Möller, und Peer Wiechmann, 15–46. Opladen: Budrich.
- Manderscheid, Katharina. 2004. *Milieu, Urbanität und Raum: Soziale Prägung und Wirkung städtebaulicher Leitbilder und gebauter Räume*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Naprushkina, Marina. 2015. *Neue Heimat?: Wie Flüchtlinge uns zu besseren Nachbarn machen*. Berlin: Europa.
- Park, Robert E., und Ernest W. Burgess. 1968. *The city: Suggestions for investigations of human behaviour in urban environment*. Chicago: Midway Reprint.
- Reuschke, Darja. 2007/2008. Wohnen in Arbeitersiedlungen im Ruhrgebiet im Kontext des wirtschaftlichen und sozialen Wandels. *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 37, 99–120.
- Reutlinger, Christian, Steve Stiehler, und Eva Lingg, Hrsg. 2015. *Soziale Nachbarschaften: Geschichte, Grundlagen, Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS.
- Richter, Michael. 2016. *Neue Heimat Deutschland: Zuwanderung als Erfolgsgeschichte*. Hamburg: edition Körber-Stiftung.
- Sampson, Robert J. 2012. *Great American city: Chicago and the enduring neighborhood effect*. Chicago: University of Chicago Press.
- Saunders, Doug. 2013. *Die neue Völkerwanderung – Arrival city*. München: Pantheon.
- Sharkey, Patrick. 2013. *Stuck in place: Urban neighborhoods and the end of progress toward racial equality*. Chicago: University of Chicago Press.
- Tunstall, Rebecca. 2014. Does poor neighbourhood reputation create a neighbourhood effect on employment? *Urban studies* 51 (4): 763–780.
- Weichlein, Siegfried. 2005. Milieu und Mobilität: Generationelle Gegensätze in der gespaltenen Arbeiterbewegung der Weimarer Republik. In *Generationen in der Arbeiterbewegung*, Hrsg. Klaus Schönhoven und Klaus Tenfelde, 165–192. München: Oldenbourg.

Über den Autor

Prof. Dr. Frank Eckardt ist promovierter Politikwissenschaftler und seit 2009 Professor für sozialwissenschaftliche Stadtforschung an der Bauhaus-Universität Weimar. Er bildet dort die zukünftigen Stadtplaner/innen aus und forscht zu Themen der sozialen Ungleichheit und kulturellen Diversität in Städten. Neuste Publikation: (Hg.) Schlüsselwerke der Stadtforschung. Wiesbaden: Springer 2017.